

INTERVIEWS WITH GERMAN ANTHROPOLOGISTS

Herr Jensen, in welchem Milieu sind Sie aufgewachsen?

Meine Eltern stammen aus Hamburg, wohnten jedoch in Berlin. Ich wurde 1938 geboren, habe also zunächst nur Kriegszeiten erlebt. Mein Vater war Buchhalter bei der Firma Karstadt. Allerdings war er während des Krieges Soldat und zweieinhalb Jahre in russischer Gefangenschaft. Als mein Vater wiederkam, lebten wir einige Jahre in einer sehr schlechten finanziellen Situation. Wir wohnten damals in West-Berlin, mein Vater arbeitete aber in Ost-Berlin und es wurde immer nur ein Teil des sowieso minimalen Gehaltes umgetauscht. Das ging eine ganze Reihe von Jahren so; dann aber änderten sich die Rahmenbedingungen. Er hätte entweder in die SED eintreten oder nach Ost-Berlin umziehen müssen, doch das wollte er natürlich nicht und so war er dann später lange Zeit arbeitslos.

Von der Familie her habe ich keinen akademischen Hintergrund, ich war bei uns der erste Student. Meine Studienwahl, die Völkerkunde, war natürlich recht außergewöhnlich. Das lag nun daran, dass ich mich schon sehr früh mit allen möglichen Sachen, die in der Schule gar nicht vorkamen, beschäftigte. Wobei die Bücher bei uns zu Hause wichtige Ausgangspunkte waren: historische Romane, Reiseliteratur, ein Weltatlas und ein Briefmarkenkatalog, in dem alle Länder kurz beschrieben waren. Ich holte mir zusätzlich Bücher aus der Volksbücherei und entwickelte mehr und mehr ein Interesse an Ländern, Menschen und Geschichte. In der Schule war ich in Geographie und Geschichte immer der Beste, auch in Deutsch und anderen Sprachen war ich ganz gut – in den Naturwissenschaften und der Mathematik dagegen eher schlecht.



Woher kam Ihr frühes Interesse an Geschichte und anderen Ländern?

Das hat sich einfach entwickelt, schon in der Grundschule, und lässt sich kaum zurückführen auf irgendwelche äußeren Einflüsse. Gleichzeitig hatte ich noch andere Interessen, ich zeichnete und malte gern. Nun war ich zunächst nach der Grundschule - damals in Berlin bis Klasse sieben - aus finanziellen Gründen an der Mittelschule. Beruflich sollte ich eher etwas Zeichnerisches machen, beispielsweise auf eine Grafischschule gehen. Aber erwähntes Interesse hatte sich ja immer weiter entwickelt: Ich legte Hefte an, in denen ich Schriften aus aller Welt sammelte, auch Zeichnungen von Gebäuden und Landschaften. Dann begann ich, einen Katalog von historischen und gegenwärtigen Völkern zusammenzustellen. Das bekamen meine Lehrerinnen mit und die Rektorin sprach mit meinen Eltern – sie meinte, bei mir sei ein Studium sinnvoll, also müsste ich erstmal zur Oberschule. Mein Vater nahm dann meine selbstgestalteten Hefte und ging damit zum damaligen Direktor des Museums für Völkerkunde, dem Altamerikanisten Krickeberg. Er zeigte ihm alles und fragte nach den beruflichen Möglichkeiten. Krickeberg sagte, es sei zwar immer schwierig, aber wer besonders interessiert und begabt ist, der schafft es meistens auch. Daraufhin wurde beschlossen: Um Ethnologie studieren zu können, müsse ich eben noch auf die Oberschule gehen.

Wie alt waren Sie, als Sie sich für die Ethnologie entschieden?

Da war ich fünfzehn Jahre alt. Mir war schon völlig klar, was ich machen wollte, denn als ich sechzehn wurde, war die Mittelschule zu Ende und so standen wir vor der Frage, wie es weitergehen sollte.

Was war damals für Sie das Faszinierende an den fremden Völkern?

Interview vom 02.11.2007, durchgeführt in der Privatwohnung von Jürgen Jensen (Freigabe durch J. Jensen am 05.07.11)
Transkription: Silvia Schöneck, Edierung: Vincenz Kokot
Ansprechpartner: Dieter Haller (dieter.haller@rub.de) Internet: www.germananthropology.de

Das ist schwer zu sagen. Es interessierte mich einfach. Ich las alle verfügbaren Bücher, in denen so etwas vorkam – auch zu alten Kulturen und ostasiatischen Kulturen. Für Schüler war die Zahl der Bücher, die man pro Woche entleihen konnte, auf fünf Stück begrenzt. Ich las so viel, dass mein Vater auch noch welche für mich entleihen musste.

Haben Sie Herrn Krickeberg damals selber kennen gelernt?

Nein. Als ich damals immer ins Museum ging, etwa um Schriften zu kopieren, habe ich mit niemandem gesprochen, sondern war einfach nur ein Besucher. Damals war der Eintritt ja umsonst, man konnte ein- und ausgehen, wann man wollte.

Kommen wir zu Ihrem Studium. Was waren denn Ihre Nebenfächer?

Geographie und Geschichte, also mittlere und neue Geschichte, im Umfang der Hauptfächer. Ich studierte das auch unter dem Gesichtspunkt, dass - wenn es mit der Ethnologie als Beruf nichts werden würde - ich vielleicht auch Lehrer werden könnte. Allerdings stellte sich dann nach und nach heraus, dass man mit der Kombination Geographie und Geschichte gar kein Lehrer werden konnte. Somit war die Schiene Ethnologie weiter festgelegt.

1957 begann ich in Berlin das Studium; damals studierte so gut wie niemand an einem anderen Ort. Die meisten Studenten der Ethnologie waren arme Schlucker und wohnten noch bei den Eltern.

Wer waren Ihre akademischen Lehrer und wie muss man sich Ihren Studienalltag vorstellen?

Damals war alles außerordentlich klein. Die Lehrenden bestanden aus einem Professor - nämlich Frau Professor Westphal-Hellbusch - und einem Assistenten; das war erst ein Sozialpsychologe und dann Herr Rudolph. Für die Lehre kamen aber noch mehr Leute von außerhalb, nämlich die Museumsleute – sie haben per Lehrauftrag jeweils über ihre Region unterrichtet. Frau Menzel von der Abteilung Afrika lehrte dazu noch andere Sachen, zum Beispiel praktische Übungen in Weben, Flechten und Töpfern. Sie hat mit uns auch Bestimmungsübungen durchgeführt, zu Nordamerika und Afrika.

Das war, mit der Sekretärin und der Reinemachefrau, das gesamte Institutspersonal. Es gab immer zwischen zehn und zwölf Hauptfächler, dazu vielleicht fünfzehn Nebenfächler. Das Institut war zunächst in einer Villa in Dahlem untergebracht, man betrat es von hinten, über den Dienstboteneingang. Alles war, den damaligen Berliner Verhältnissen entsprechend, sehr improvisiert. Die Bibliothek befand sich auf dem Dachboden und basierte noch weitgehend auf der ursprünglichen Privatbibliothek von Richard Thurnwald. Sie wurde dann natürlich nach und nach modernisiert.

Gab es damals einen regionalen Schwerpunkt am Institut?

Nein. Frau Westphal-Hellbusch hatte ihren regionalen Forschungsschwerpunkt erst im südlichen Irak, bei den Madan, und später bei den Gruppen im Grenzgebiet Indien/Pakistan.

Können Sie Frau Westphal-Hellbusch aus Ihrer Sicht beschreiben?

Sie war eigentlich sehr bescheiden und zurückhaltend. Wenn man näher mit ihr sprach, war sie sehr freundlich, zugänglich und verständnisvoll, auch was die wirtschaftliche Situation der Studenten betraf.

Theoretisch war es schwierig, sie zu verorten. Sie war ja Thurnwald-Schülerin, also eher im Funktionalismus oder in der Cultural Anthropology heimisch, aber mit ethno-historischem Einschlag. Die Vorlesungen waren ihr sehr wichtig: Dort vermittelte sie die Schulen und Methoden der Ethnologie, sowohl der deutschen als auch der britischen und amerikanischen Richtung. Das war der Standard, dazu wurden auch Oberseminare durchgeführt.

Gab es im Institutsleben auch Vortragsreihen von außerdeutschen Kollegen?

So etwas gab es in dieser Zeit nicht, jedenfalls nicht bei uns.

Gab es eine Richtung, die Sie damals am meisten ansprach?

Ich fand tendenziell die amerikanischen Richtungen und den Funktionalismus interessanter als die kultur-historischen Richtungen, die damals ja noch sehr verbreitet waren – wobei diese sich allerdings in einer großen Krise befanden, durch das Verschwinden der Kulturkreislehre. Bei uns in Berlin wurde das aber nur aus der Ferne beobachtet, es gehörte ohnehin nicht zur Tradition des Instituts.

Interview vom 02.11.2007, durchgeführt in der Privatwohnung von Jürgen Jensen (Freigabe durch J. Jensen am 05.07.11)

Transkription: Silvia Schöneck, Edierung: Vincenz Kokot

Ansprechpartner: Dieter Haller (dieter.haller@rub.de) Internet: www.germananthropology.de

Wann kamen Sie erstmals mit der DGV oder mit anderen Instituten in Kontakt?

Bei den Tagungen der Deutschen Gesellschaft für Völkerkunde waren wir regelmäßig als Studenten dabei. Am Ende meines ersten Semesters fand gerade die Tagung der DGV in Berlin statt und wir waren da alle ein bisschen eingespannt, haben zum Beispiel Mitgliedskarten geschrieben. So bekam ich auch gleich mit, was die vortragenden Personen jeweils für wichtig hielten. Ab diesem Zeitpunkt war ich eigentlich regelmäßig bei den Tagungen der DGV. Außerdem gab es ja noch die Berliner Gesellschaft für Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte (BGAEU). Da war ich zwar nicht gleich zum Studienanfang bei den Vorträgen, doch etwas später, ungefähr ab 1959 oder 1960. Dort fanden regelmäßig Vorträge statt, die sowohl von Berliner Ethnologen als auch von auswärtigen Kollegen gehalten wurden. Besonders eindrucksvoll fand ich den Besuch von Jan Czekanowski aus Polen. Er nahm vor dem Ersten Weltkrieg an der großen Zentralafrika-Expedition des Herzogs Adolf Friedrich von Mecklenburg teil, als Anthropologe und Ethnologe. Später publizierte er darüber sehr viel und gründete nach dem Ersten Weltkrieg in Posen die polnische Ethnologie. Er hielt damals einen Vortrag über Ruanda und die Nachbargebiete. Das fand ich extrem interessant – sozusagen die Leute aus ferner Vorzeit zu erleben.

Lernten Sie während Ihres Studiums auch andere ältere Kollegen, etwa aus der Vorkriegszeit, kennen?

Ja, bei den Tagungen waren fast alle anwesend. Ich habe zum Beispiel noch Wilhelm Koppers gesehen, wechselte auch ein paar Worte mit ihm. Abgesehen davon kamen alle, die damals einen Lehrstuhl innehatten.

Wurden Sie in Ihrer Ausbildung von den deutschen Traditionen, also der Kulturkreislehre und der kulturhistorische Schule, in irgendeiner Weise beeinflusst?

Eigentlich nicht – weil das, wie gesagt, bei uns in Berlin gar nicht die Tradition war. Wir gingen mehr in die Richtung von Thurnwald. Herr Rudolph hat zum Beispiel seine Dissertation über einen Aspekt der amerikanischen Ethnologie geschrieben und später, in seiner Habilitationsschrift, über den kulturellen Relativismus¹. Das waren Ansätze, die mit den historischen Richtungen wenig zu tun hatten. Wie gesagt, woanders war das damals zum Teil noch gängig, etwa in der Wiener Schule. Da gab es noch sehr viele, die in irgendeiner Form historisch arbeiteten und einige Studenten fanden immer noch, dass Heine-Geldern eigentlich doch wichtig war. Und Josef Haekel war damals in Wien überhaupt die Koryphäe.

Dann gab es ja noch die kulturmorphologische Richtung – meinen Namensvetter Jensen konnte ich auf Tagungen auch noch erleben. Man hat da natürlich gehört, was sie sagten, aber das Wichtigste, etwa bei der Berliner Tagung, war, dass die jüngeren Ethnologen von ihren ersten Feldforschungen berichteten, die sie gerade durchgeführt hatten. Das ging nämlich - abgesehen von Frankfurt, wo man schon früher Feldforschung machte - erst Mitte der fünfziger Jahre los. Auf den Tagungen sprachen dann Leute wie Lorenz Löffler und Hans Fischer darüber.

Wie kam dieser Trend, Feldforschungen durchzuführen, überhaupt zustande?

Ja, wenn wir das so genau wüssten. Die Jüngeren wollten endlich etwas von der Welt sehen, nachdem ja seit ewigen Zeiten kaum Feldforschungen stattfinden konnten, besonders natürlich im Krieg. Sie wollten etwas vom unmittelbaren Gegenstand kennen lernen – die Mittel bei der DFG flossen dafür ja nun. Infolgedessen waren die Meisten sehr darauf erpicht, endlich raus zu kommen, und auf den Tagungen war es dann das Wichtigste für sie, erstmal darüber zu berichten.

War in Ihrer Ausbildung auch die britische Anthropologie Malinowskis und seiner Schüler prägend?

Das rückte wohl erst später ins Bewusstsein. Bei uns wurde natürlich in der Vorlesung sehr viel über diese Richtung gesagt.

Wer waren damals Ihre Kommilitonen?

Mehrere meiner Kommilitonen waren Altamerikanisten. Ich vergaß zu erwähnen, dass es auch noch den Altamerikanisten Dr. Kutscher gab, vom Iberoamerikanischen Institut – jetzt heißt es, glaube ich, Lateinamerikanische Bibliothek. Eine Kommilitonin, Anneliese Mönnich, die unmittelbar mit mir angefangen hatte, wurde später die

¹ Wolfgang Rudolph, Der kulturelle Relativismus. Kritische Analyse einer Grundsatzfragen-Diskussion in der amerikanischen Ethnologie, Duncker & Humblot, Berlin, 1968.

Freundin von Kutscher und erbt auch dessen Bibliothek. Sie war dann auch an diesem Institut angestellt. Ein anderer Mitstudent hieß Bankmann; er hat nie promoviert, obwohl er ein sehr guter Fachmann für peruanische Archäologie war. Nur wenige haben später tatsächlich im Fach Fuß gefasst. Einige sind am Berliner Museum untergekommen, etwa in der Ostasien-Abteilung. Ich weiß nicht, ob sie noch da sind. Frau Nixdorf beispielsweise, sie kam auch erst am Berliner Museum in der Europa-Abteilung unter und wurde später in Dortmund Professorin für Textilsachen.

Sie erwähnten, dass der regionale Schwerpunkt in der Ausbildung sehr breit war. Wie kommt es, dass Sie sich auf Afrika spezialisiert haben?

Das fand erst statt, nachdem ich das eigentliche Studium - auch mit den anderen Fächern - abgeschlossen hatte; also dort, wo man heute seinen Magister macht. Damals gab es den Magister noch nicht, man konnte nur promovieren oder abbrechen. Mindestens die Hälfte der Studenten ist irgendwann gescheitert.

Ich konnte mit Museumsführungen etwas Geld verdienen, das haben damals mehrere Kommilitonen gemacht. Danach war ich bei einer gerade gegründeten Institution in Berlin-Tegel, sie hieß »Institut für Entwicklungsländerforschung« oder so ähnlich. Dort arbeitete ein Psychologe, dessen Name mir entfallen ist, er führte Literaturrecherchen zum Thema »Arbeitsverhalten in verschiedenen Kulturen« durch. Er hatte in verschiedenen Instituten wegen Mitarbeitern angefragt und so waren wir dann ein Wirtschaftswissenschaftler, ein Soziologe und ich als Ethnologe – alles Doktoranden. Meine Aufgabe bestand darin, ethnologische Literatur durchzuarbeiten. Dabei stieß ich auf das Thema »Arbeitskultur in Buganda«, es schien mir für eine Dissertation geeignet. Es gab relativ viel Literatur dazu, und als ich weiter nachforschte, stellte ich fest, dass man da noch viele weitergehende Quellen erschließen konnte. Das wurde dann also mein Thema. Ich bin überhaupt erst anhand des Dissertationsthemas speziell zu Afrika gekommen.

Hatten Sie denn zuvor irgendwelche regionalen Präferenzen?

Nein, hatte ich nicht. Ich hatte im Studium Vorlesungen bei Museumsleuten aus allen Regionalabteilungen gehört, und im Museum Führungen für sämtliche Abteilungen gemacht. Ich las Bücher über alle Regionen, meistens im Zusammenhang mit den jeweiligen Theorien, die gerade in der Vorlesung und im Oberseminar behandelt wurden. Das war regional weit gestreut.

Gab es denn in Ihrem Umfeld Spezialisten für die Region Buganda?

Nein. Damals hat eigentlich jeder Doktorand sein Thema selbst erarbeitet. Da gab es keinen Professor, der das Thema umriss. Wir hörten zwar, dass das in anderen Instituten so üblich sei, doch bei uns in Berlin kam so etwas nicht vor. Es war eine recht undogmatische Ausbildung.

Wie sah die Betreuung durch Frau Westphal-Hellbusch aus?

Man musste alles weitgehend selber machen, vor allem inhaltlich. Meine Entwürfe wurden zuerst von Herrn Rudolph durchgeschaut, dann von ihr selbst. Manchmal sagte sie, dies oder das müsse noch mal in diese oder jene Richtung überarbeitet werden. Sie kritisierte aber nicht inhaltlich, sondern achtete mehr auf die Einbindung in bestimmte Kontexte, auf die Logik der Zusammenhänge. Insgesamt dauerte die Dissertation vier Jahre.

Wann kamen Sie das erste Mal nach Ostafrika?

Das war nach der Promotion. Zu dieser Zeit konnte kein einziger Student oder Doktorand im gesamten deutschsprachigen Bereich eine Feldforschung durchführen; man verfasste ausschließlich Literaturarbeiten, natürlich in unterschiedlichen Richtungen. Meine Arbeit behandelte den Kulturwandel und war gleichzeitig ethnohistorisch, weil ich ja Quellenmaterial wie Missionszeitschriften, Publikationen in Briefen und Verwaltungsberichten durchackerte. Frau Westphal-Hellbusch hat auch einmal die Exkursionsgelder dafür verwendet, dass ich und eine Kommilitonin nach London fahren konnten, um in der Bibliothek des Britischen Museums die bei uns nicht vorhandenen Quellen durchzugehen.

Empfanden Sie es damals als Manko, nicht vor Ort in Ostafrika zu sein?

Nein, eigentlich nicht. Es war einfach selbstverständlich, dass das erst später stattfand.

Sie haben 1965 promoviert. Was geschah danach?

Ich beantragte bei der DFG gleich ein Stipendium für die Feldforschung. Ich hatte mir ein Thema ausgesucht, über das es wenig Quellen gab – über Buganda generell gibt es ja vergleichsweise viel Literatur, aber zu den Randgebieten, die zu Beginn des 20. Jahrhunderts, in der Kolonialzeit, eingemeindet wurden, fand sich kaum Material. Mir schienen die Buvuma-Inseln eine sehr interessante Gegend und wie bereits in meiner Dissertation ging es für mich um die Aspekte von Kontinuität und Wandel. Ich hatte mir ein Gebiet ausgesucht, in dem es extreme Brüche gab – gerade das wollte ich untersuchen, zumal sich zu dieser Zeit kein Mensch in Deutschland dafür interessierte.

Wie sah Ihre Feldforschung aus? Hatten Sie in Ihrer Ausbildung methodologisches Handwerkszeug erlernt oder mussten Sie sich das vor Ort erarbeiten?

Weitestgehend war es ein „learning by doing“. In der Ausbildung hatten zwar diejenigen, die selbst Feldforschungen durchgeführt hatten, auch über Aspekte der Datenerhebung berichtet, aber eine systematische Methodenausbildung gab es nicht. Ich hätte es zum Beispiel sehr sinnvoll gefunden, schon vorher genealogische Methoden zu lernen. Genau wie der Kollege Fischer habe ich mir das aber während der anderthalbjährigen Forschung gewissermaßen selbst neu erfinden müssen. Im übrigen war es damals auch in England noch nicht üblich, die Erhebungsmethoden zu vermitteln. Das kam erst viel später.

Wie lange waren Sie damals in Uganda?

Fast eineinhalb Jahre, oder genauer: ein Jahr und viereinhalb Monate.

Hatten Sie die Lokalsprache erlernt?

Nein, das ging nicht. Ich arbeitete überwiegend mit Englisch. Ich hatte zwar die Grammatik gelernt, aber es war etwas schwierig, weil man vor Ort eine eigene Bantu-Sprache sprach, die sich doch weitgehend von den anderen Sprachen in Uganda unterschied. Zwei Sprachen gleichzeitig zu lernen, das war mir zu schwierig. Also habe ich mit Übersetzern gearbeitet, auch bei den späteren Aufenthalten. Ich habe dann zwar mehr und mehr von der Sprache verstanden, aber selber sprechen konnte ich sie kaum.

Nach der Feldforschung ging ich erst einmal zurück nach Berlin. Ich hatte ein Stipendium zur Ausarbeitung erhalten. Dann wurde bekannt, dass die Assistentenstelle in Hamburg zu besetzen sei. Es gab nur einen Mitbewerber und ich wurde genommen.

Wer war Ihr Vorgänger auf der Assistentenstelle?

Das war Hanns Prem, er war eigentlich Altamerikanist. Er ist ja jetzt noch in Bonn und mittlerweile auch emeritiert. Herr Fischer meinte damals, die Altamerikanistik gäbe es ohnehin im Institut, da solle nicht auch noch der Assistent ein Altamerikanist sein. So kam ich dann nach Hamburg.

Waren Sie Assistent am Institut oder waren Sie Herrn Fischer zugeordnet?

Damals gab es da keinen Unterschied. Es gab den Institutsassistenten, er war dem Ordinarius zugeordnet. Herr Fischer war damals ja zugleich der Museumsdirektor. Ich war jedoch nur für das Institut zuständig. Die Museumsleute wollten mich eigentlich auch für sich einspannen, aber das habe ich abgelehnt.

Wer war damals neben Herrn Fischer noch am Institut?

Niemand. Herr Fischer war der Einzige. Das Institut bestand nur aus einer halben Professur - wie gesagt, Herr Fischer war ja auch Museumsdirektor - und eben dem Assistenten, also mir.

Worin bestand Ihre Arbeit?

Zum einen unterstand mir die Bibliothek. Da musste ich erstmal alles katalogisieren. Dann sollte ich auch die Institutsverwaltung betreuen – es gab ja damals kein Sekretariat. Eine meiner ersten Amtshandlungen war es, einen Beschwerdebrief zu schreiben: Ich sollte die Verwaltungsarbeit machen, wollte das aber nicht, da es nicht zu den Aufgaben eines wissenschaftlichen Assistenten gehörte. Im Laufe meines ersten Jahres bekamen wir dann eine halbe Sekretärin sowie eine studentische Hilfskraft. Diese kümmerte sich vor allem um die Bibliothek.

Personell gesehen war es also eine recht kleine Angelegenheit – nicht wie in Berlin. Hier in Hamburg begann es sehr bescheiden. Dann kam, ich glaube 1970, eine Mitarbeiterstelle dazu. Diese wurde von Frau Freise besetzt, die heute bei

einer Missionsakademie irgendwo in Süddeutschland ist. Vielleicht ist sie auch schon pensioniert.

Gehörten auch Lehrverpflichtungen zu Ihren Aufgaben?

Ja. Eigentlich brauchte man zunächst nicht zu lehren, aber man machte das eigentlich immer. Ich habe damals gleich zwei Lehrveranstaltungen angeboten. Dazu kam natürlich die akademische Selbstverwaltung: ich saß in zahlreichen Gremien, im Fachbereichsrat und in Ausschüssen sowie im Assistentenrat der Universität. Das nahm viel Zeit in Anspruch. Allerdings brauchte ich dadurch nicht auch noch direkt etwas fürs Institut zu machen.

Wurden Sie intellektuell von Herrn Fischer beeinflusst?

Eigentlich nicht. Ich habe meine Interessen selbst weiter gepflegt. Sicher, manche Sachen haben wir besprochen, vor allem fachliche Fragen. Vielleicht wollte er mich schon manchmal beeinflussen, aber ich ließ es nicht zu.

Wie sah das Umfeld des Institutes in Hamburg aus?

Es war natürlich relativ eng mit dem Museum verbunden, besonders als Herr Fischer noch Direktor war. Ich glaube, 1971 hängte er den Museumsposten an den Nagel. Es gab wohl eine Klausel in seinem Berufungsvertrag, dass er sich nach fünf Jahren für das Institut oder das Museum entscheiden könne – er entschied sich für das Institut.

Sie haben sich 1978 in Hamburg habilitiert. War es selten, dass dort jemand habilitierte?

Natürlich, ich war für lange Zeit der Einzige. Die einzelnen Institute, die Dozenten hatten, bekamen damals oft die so genannte »Diätendozentur«; sie waren gut dran, viele wurden in den siebziger Jahren zum Professor befördert. Manche Institute wuchsen dadurch ziemlich schnell auf drei bis vier Professoren, besonders als dann auch habilitierte Assistenten übergeleitet wurden.

In anderen deutschen Instituten, etwa in Berlin oder in Frankfurt, waren die frühen siebziger Jahre eine sehr aufgeladene Zeit. Wie war das in Hamburg?

Das war hier in Hamburg genauso, aber Herr Fischer und ich haben immer am selben Strang gezogen. Wir haben die Leute reden lassen. Es bildeten sich zwei Fraktionen heraus: einerseits die Marxisten und andererseits die Anhänger des kritischen Rationalismus. Sie haben sich vor allem untereinander gestritten, so dass wir doch einigermaßen dazu kamen, den Unterricht nach unseren Gesichtspunkten durchzuführen. Wir haben die Problemstellungen, die die Studenten beschäftigten, mit aufgegriffen, aber in anderer Weise behandelt. Bei uns durfte jemand auch Referate mit marxistischem Hintergrund halten. So haben wir die studentische Opposition etwas eingefangen. Es gab zwar manchmal Auseinandersetzungen, aber zu ganz großen Problemen es ist nicht gekommen. Es war nicht einfach, weil es diese zwei sehr entgegengesetzten Fraktionen unter den Studenten gab.

Kehren wir zur Expansion des Hamburger Institutes zurück. Wie kam es, dass aus der halben Professorenstelle von Fischer langsam vier Stellen wurden?

Da habe ich mich wesentlich dahinter geklemmt. Zuerst habe ich gewissermaßen meine eigene Stelle geschaffen – ich wurde zwar nicht automatisch übergeleitet, wie in den meisten Fächern hier, aber es wurde doch deutlich gemacht, dass in dem Fach ein großer Bedarf an Stellen bestand. Die Studentenzahlen sind damals ja ganz gewaltig gewachsen! Fischer beantragte also die Schaffung einer Stelle und auf diese wurde ich dann berufen. In dem Augenblick, als ich die Stelle hatte, sammelte ich sogleich Material für den nächsten Antrag, für die nächste Stelle. Damals war es gerade günstig. Es wurden Stellen in anderen Bereichen abgebaut und die Universität wollte die Stellen nicht ganz abgeben. So wurde dann die dritte Stelle geschaffen, auf die Frau Pfeleiderer-Lutze berufen wurde.

Wir haben natürlich auch argumentiert, dass das Fach in Zeiten, in denen Deutschland mit allen Teilen der Welt Kontakte pflegt, sehr wichtig sei. Das hat man dann eingesehen und alles lief gut. Schwieriger wurde es, die letzte Stelle, die vierte, zu bekommen. Wir stellten unablässig Anträge, auch für andere Mitarbeiterstellen. Dann gab es - ich glaube, es war 1988 oder 1989 - einen großen studentischen Aufstand. Das Institut für Ethnologie wurde als erstes besetzt. Ich habe dann auch kräftig ins Horn gestoßen und betont, dass man bei der Anzahl von Studenten ein Fach nicht einfach so hängen lassen kann. Es ging bis rauf zum Senat und am Ende haben wir unsere vierte Stelle bekommen, die mit Herrn Mischung besetzt wurde.

Kommen wir zu einem neuen Thema. Wenn Sie die Jahre Ihres Berufslebens überblicken – lässt sich da etwas

Interview vom 02.11.2007, durchgeführt in der Privatwohnung von Jürgen Jensen (Freigabe durch J. Jensen am 05.07.11)

Transkription: Silvia Schöneck, Edierung: Vincenz Kokot

Ansprechpartner: Dieter Haller (dieter.haller@rub.de) Internet: www.germananthropology.de

Generelles über den Charakter der Ethnologie in Deutschland sagen?

Man kann sagen, dass es immer Wellen gab, die sich über die meisten Institute ausbreiteten. Als erstes die '68er- Zeit, wo es auf der DGV-Tagung 1969 in Göttingen zu ganz fürchterlichen Problemen kam, weil eine Sitzung „gesprengt“ wurde, wie das damals hieß. Da wurde praktisch die Tagung abgebrochen.

Waren Sie damals dabei?

Ja. Ich war frisch aus dem Feld zurück und begann gerade meine Tätigkeit in Hamburg. Nach der Göttinger Tagung haben wir von Hamburg aus, gemeinsam mit den Bremer Kollegen, eine Tagung in Bremen ausgerichtet. Es kam dann aber kaum jemand – damals drohte die ganze DGV zusammenzubrechen, weil einige sagten, sie treten aus oder sogar ausgetreten sind. Wir unternahmen dann ein paar Jahre später, 1975, an einem ganz neutralen Ort, in Coburg, einen neuen Anlauf. Es kam dann auch nicht zu dem befürchteten Zusammenbruch, sondern es ging wieder friedlicher zu. Seitdem lief das dann wieder.

Der Bruch zwischen 1969 und 1975 wird häufig als personeller Bruch beschrieben. Sehen Sie das auch so?

Ich habe das nicht so empfunden. Meiner Meinung nach waren manche zwar 1975 nicht mehr dabei, aber später kamen sie wieder dazu.

Wurden in Coburg die Göttinger Geschehnisse auf irgendeine Weise thematisiert?

Das wurde lieber nicht weiter behandelt.

Würden Sie, wenn nicht von einem personellen Bruch, so doch von einem intellektuellen Bruch sprechen? Hat sich der Charakter des Fachs verändert?

Das kann man in mancher Hinsicht schon sagen. Die eigentliche historische Ethnologie ist in dieser Zeit weitgehend verschwunden. Dann veränderte sich auch das Heidelberger Institut. Mühlmann war nun nicht mehr auf den Tagungen präsent, man hörte nur noch ab und zu durch Publikationen von ihm. Damit verschwanden auch die Auseinandersetzungen von Mühlmann und E.W. Müller mit den verschiedenen Kulturhistorikern. Diese Auseinandersetzungen wurden ja vor 1969 auf Tagungen immer wieder geführt. Nun war das alles beendet.

Dann waren ja mittlerweile auch einige Leute von den '68ern etabliert. Mark Münzel etwa war am Frankfurter Museum, Georg Elwert war in Bielefeld gelandet und Fritz Kramer ging nach Berlin. Das veränderte das Fach natürlich auch. Einige von den Älteren, die sowieso längst emeritiert oder pensioniert waren, spielten zudem keine Rolle mehr. Auch der Marxismus war in gemäßiger Form aufgenommen worden.

Die meisten Kollegen, die auf den Tagungen auftraten, beschäftigten sich wieder mit Fachproblemen, etwa ihren Feldforschungen. Die Museumsleute waren ohnehin von diesen ganzen Entwicklungen nicht berührt worden. Sie berichteten eben über Ausstellungsprobleme und ähnliche Dinge. Das lief erstmal kontinuierlich weiter. Wichtig ist aber, dass das, was bei den Studenten nun eine Rolle spielte, auf den Tagungen nicht sehr präsent war: nämlich die Esoterikwelle. Mitte der siebziger Jahre strömten ja viele Leute zur Ethnologie, die ganz andere Erwartungen hatten als das, was das Fach tatsächlich bieten konnte.

Hat sich das Fach Ihrer Ansicht nach auf diese Erwartungen eingestellt?

Das mag an einigen Universitäten der Fall gewesen sein. Bei uns landeten diese Studenten bei Frau Pfeleiderer-Lutze – sie machte Medizin-Ethnologie. Einige Studenten aus dieser Generation entwickelten sich dann tatsächlich in Richtung Wissenschaft weiter, andere jedoch verschwanden wieder, da sie in der Ethnologie nicht fanden, was sie suchten. Ich hörte, in Berlin sei das mit Elwert schlagartig verschwunden. Das habe ich aber nicht weiter verfolgt, es kam bei den Tagungen nicht zum Tragen. Das Esoterische war eher unterschwellig da.

Außerdem kann man sagen, dass verstärkt auch die Ethnologie aus anderen Ländern rezipiert wurde. Das begann schon in der Zeit, als der Marxismus en vogue war. Man beschäftigte sich mit der französischen Richtung, den marxistischen Wirtschaftsethnologen. Dann kam der Strukturalismus. Darauf folgte diese Esoterikwelle und danach verstärkt die angelsächsischen Richtungen. In den neunziger Jahren ging es dann in Richtung Bourdieu und jene internationale Strömungen, die den Kulturbegriff ganz abschaffen wollten. Das wurde eigentlich alles rezipiert. Man arbeitete im Sinne dieser Richtungen, so dass man keine klaren Grenzen zwischen Verhältnissen in den Niederlanden oder auch England und Frankreich sehen konnte. Auf Entwicklungen in den USA wurde in neuerer Zeit eigentlich zu wenig geachtet.

Interview vom 02.11.2007, durchgeführt in der Privatwohnung von Jürgen Jensen (Freigabe durch J. Jensen am 05.07.11)

Transkription: Silvia Schöneck, Edierung: Vincenz Kokot

Ansprechpartner: Dieter Haller (dieter.haller@rub.de) Internet: www.germananthropology.de

Anfang der achtziger Jahre positionierten sich jüngere Kollegen, indem sie die Zeit der sechziger und auch siebziger Jahre als eine Zeit der Provinzialisierung der deutschen Ethnologie beschrieben, in der man kaum an internationalen Debatten teilgenommen habe. Wie sehen Sie das?

So in etwa kann man das schon sagen, weil die historische Richtung dann weitgehend passé war. Gut, in Frankfurt wurde die Ethnologie immer noch weiter als »Institut für historische Ethnologie« geführt, aber nun eher in ethnohistorischer als in kulturhistorischer Richtung. Es gab eigentlich gar keine eigene Tradition mehr, vielmehr herrschte Verunsicherung. Es wurde vor allem ethnographisch gearbeitet, weniger theoretisch. Als Herausgeber hatte ich zum Beispiel große Schwierigkeiten, brauchbare Artikel für den »Sociologus« zu finden. Es war nicht leicht, empirische Arbeiten mit methodischem und theoretischem Hintergrund zu bekommen.

Wie beurteilen Sie die interpretative Wende, die Mitte der neunziger Jahre stattgefunden hat?

Das ist eine der zahllosen Einseitigkeiten, die mit neueren theoretischen Entwicklungen zusammenhängen. Für mich ist diese Wende zu intellektualistisch, man übersieht, dass man die Menschen auch als solche betrachten muss – sie handeln, sie tun etwas praktisch. Man kann nicht nur darauf schauen, was in den Köpfen ist.

Ich habe in meiner Vorlesung über die britische Social Anthropology immer gezeigt, wieso diese Wellen kamen, was sie einseitig betonten und was dadurch vernachlässigt wird. So würde ich ganz generell sagen, dass mit dem Auftreten und Propagieren neuer Richtungen diese immer auch als das Amen in der Kirche angesehen werden – und das ist eben häufig damit verbunden, dass eine ganze Menge von dem, was vorher schon erarbeitet wurde, einfach wieder wegfällt. So propagierte man etwa in der britischen Social Anthropology immer wieder Ansätze, die die Dynamik und die Entwicklungen betonen sollten. Diese wurden dann immer wieder von solchen Ansätzen abgelöst, die erst mal wieder das statische Moment betonten und die Dynamik ablehnten.

Wissenschaft bedeutet ja nicht nur, Wissen zu schaffen, sondern Wissen auch wieder wegzuschaffen. Im Moment ist das Pendel ja auf der eher sozialwissenschaftlichen Seite der Erklärung – kommt das kulturwissenschaftliche Verstehen momentan zu kurz?

Ja, eben. Die großen Theoretiker sind allesamt sehr einseitige Leute. Ich habe immer versucht - etwa bei der Vorlesung zur Social Anthropology - jene Theoretiker herauszustellen, die eher gemäßigt waren und sich nicht so sehr mit großen Entwürfen exponiert haben, sondern sehr viel mehr ethnographisch gearbeitet haben.

Gibt es denn Theoretiker oder Schulen, denen Sie sich besonders nahe fühlen?

Nein, eigentlich nicht. Ich bin immer antidogmatisch eingestellt gewesen. Ich hielt es für wichtig, alle Ansätze zu kennen, aber gleichzeitig zu sehen, wo die Pferdefüße und Einseitigkeiten liegen. Es ist wichtig, das zu wissen, denn sonst kommt immer wieder das hoch, was schon mal vor dreißig Jahren da war. Solche Wiederholungen sind nicht nötig.

Worin sehen Sie den Kernbestand der Ethnologie?

Den Kernbestand sehe ich eher in bestimmten Problemstellungen, die dann an Kultur und ethnischen Gegebenheiten aufzuhängen sind – das aber ohne Beschränkung auf irgendwelche Erdteile, also einschließlich der komplexen Kulturen und der eigenen europäischen Gesellschaft. Wir forschen eher kleinräumig oder gehen von relativ kleinen Gruppen aus und erarbeiten uns dann kulturelle und ethnische Prozesse, interethnische Beziehungen. Das würde ich als zentrales Gegenstandsfeld sehen.

Es zeigt sich, dass gerade dieser Kernbestand auf der einen Seite von anderen Disziplinen für sich in Anspruch genommen wird; auf der anderen Seite gibt es ja immer ein gesellschaftliches Umfeld, das ein ethnologisches Arbeiten erleichtert oder behindert. Wie schätzen Sie diesbezüglich die gegenwärtige Situation ein?

Was der Ethnologie in Deutschland seit langem fehlt, sind Leute, die in der Öffentlichkeit die Aufgaben und das Fach vertreten und so populär machen, dass es auch wirklich wahrgenommen wird – einschließlich der damit verbundenen Anwendungs- und Praxisfelder. Man sollte beispielsweise sowohl die mit Multikulturalität zusammenhängenden oder sonstigen Sonder- oder Außenseitergruppen untersuchen, als auch nach außen im Kontext der Entwicklungshilfe arbeiten. Dabei ist die Kenntnis der lokalen Verhältnisse ja immens wichtig, auch um überhaupt politisch greifende Maßnahmen treffen zu können.

Interview vom 02.11.2007, durchgeführt in der Privatwohnung von Jürgen Jensen (Freigabe durch J. Jensen am 05.07.11)

Transkription: Silvia Schöneck, Edierung: Vincenz Kokot

Ansprechpartner: Dieter Haller (dieter.haller@rub.de) Internet: www.germananthropology.de

Gab es seit Beginn Ihrer Karriere Zeiten, in denen dieses Bild schon mal klarer war?

Das alte Bild von der Forschung in überseeischen Ländern oder gar bei Naturvölkern, das noch in den fünfziger Jahren propagiert wurde, war offenbar an vielen Stellen als wichtig anerkannt – denn es flossen ja Gelder für Feldforschungen. In den Sechzigern wurden noch kleine Institute gegründet, wie zum Beispiel in Münster, Marburg und Freiburg. Da gab es wohl schon ein politisches und gesellschaftliches Interesse am Fach. Der Vorsitzende der DGV war zu diesem Zeitpunkt Herr Rhotert, der Direktor des Linden-Museums in Stuttgart. Er hat damals offensichtlich stark publizistisch in der Presse gewirkt.

Nach '68 war das anders, da hat niemand aktiv nach außen gewirkt. Die Leute waren ja auch durch die gewaltigen Studentenzahlen, die es in dem Fach bis dahin nie gegeben hatte, sehr überlastet. Ich selbst war zum Beispiel während meiner ganzen Tätigkeit an der Universität weitestgehend mit Verwaltung, Selbstverwaltung, Unterricht und Studentenbetreuung sowie der Forschung befasst und ausgelastet. Ich hatte zwar die Möglichkeit, durch Freisemester und DFG-Förderung Feldforschung zu machen, doch zum Ausarbeiten bin ich so gut wie nicht gekommen. Das ging aber nicht nur mir so, das war überall der Fall – es gab offensichtlich niemanden, der das Talent hatte, in die Öffentlichkeit hinein zu wirken. Dadurch sind häufig eher Randfiguren in die Presse geraten, wie Herr Duerr oder solche Leute.

Ändert sich das nicht langsam? Der Kollege Elwert zum Beispiel war ja recht häufig in der Presse.

Aber das ist viel zu wenig. In der Zeit der Turbulenzen, Anfang der siebziger Jahre, als die Ethnologen eigentlich viel mehr in Richtung Entwicklungsethnologie hätten gehen sollen, engagierte sich kaum jemand dafür. Es gab damals auch die Tendenz, die Ethnologie als sehr kolonialistisch zu bezeichnen. Das haben dann andere Fächer, etwa die Entwicklungssoziologie, übernommen. Anders war das ja in Österreich und in der Schweiz; dort wurden die praktischen Anwendungsfelder sehr viel eher mit Ethnologen besetzt. In Deutschland hat sich das Aufgabenfeld, in dem Ethnologen arbeiten könnten, zwar gewaltig ausgeweitet, nur weiß niemand davon. Das liegt an dieser Lücke, da hätte etwas passieren müssen.

Wo sehen Sie denn die gegenwärtigen Herausforderungen an das Fach – unabhängig vom Gewicht in der Öffentlichkeit?

Ich sehe sie besonders im Bereich der interethnischen Beziehungen – ganz egal, wie weit und weitreichend die kulturellen Tendenzen der Veränderung sind. Man müsste sozusagen wieder an schon fast verschwundene, eigene Traditionen anknüpfen. Das sind alles Felder, in denen die Ethnologie eigentlich sehr viel machen könnte oder sollte. Ich hatte ja zuletzt auch ein DFG-Projekt, das in einem Sonderforschungsbereich aufgegangen war, der dann jedoch gestorben ist. Unter anderem deshalb, weil die Universität meine Stelle nicht mehr besetzen wollte. Da ging es auch um Migration und Re-Migration.

Nun gibt es ja innerhalb des Faches diese Spaltung zwischen jenen Kollegen, die sagen, Ethnologie betrifft nur das Fremde in der Fremde, und jenen, die auch das eigene Land als Gegenstandsbereich des Faches betrachten. Wie stehen Sie dazu?

Auch innerhalb der deutschen Gesellschaft gibt es doch, wenn man es genau betrachtet, extrem viel, was außerordentlich fremd ist und was man - als methodisches Hilfsmittel sozusagen - als fremd behandeln kann. Fremdheit sollte schon der Gegenstand sein, das ist schon richtig; aber das geht überall, auch im eigenen Land. Ich habe ganz viele Feldforschungspraktika auch in Deutschland angeleitet.

Gibt es noch andere Kernbestände des Faches?

Feldforschung ist unbedingt ein Kernbestand. Ich finde aber auch, dass man die Museen nicht einfach ignorieren sollte. Das sind ja Institutionen, die etwas zur Bildung beitragen sollten und auch die wichtigen Problemstellungen der Ethnologie nach außen vermitteln.

In den letzten zehn bis fünfzehn Jahren klaffen aber die Museumsethnologie und die akademische Ethnologie ziemlich auseinander.

Das habe ich nicht mehr so mitgekriegt. Wenn das so ist, dann könnte es daran liegen, dass die Museumsmitarbeiter vielleicht nicht zu viel Theorie gebrauchen können. Aber ich weiß es nicht. Ich habe das nicht mehr beobachten können.

Interview vom 02.11.2007, durchgeführt in der Privatwohnung von Jürgen Jensen (Freigabe durch J. Jensen am 05.07.11)

Transkription: Silvia Schöneck, Edierung: Vincenz Kokot

Ansprechpartner: Dieter Haller (dieter.haller@rub.de) Internet: www.germananthropology.de

Ich selbst habe damals auch immer meine Sachen im Museum vorgezeigt. Beispielsweise bei meinen Uganda-Feldforschungen habe ich auch ethnographische Sammlungen, die im Berliner Museum sind, angelegt. Das gehört selbstverständlich dazu, immer, auch jetzt in einer technisierten Welt.